

Robin Wall Kimmerer
Geflochtenes Süßgras

 aufbau

Robin Wall
Kimmerer

Geflochtenes Süßgras

Die Weisheit der Pflanzen

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Elsbeth Ranke
unter Mitarbeit von Wolfram Ströle
und Friedrich Pflüger

 aufbau

Die Originalausgabe unter dem Titel
Braiding Sweetgrass
erschien 2013 bei Milkweed Editions, Minneapolis.



ISBN 978-3-351-03873-1

Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG

1. Auflage 2021

© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 2021

© 2013 by Robin Wall Kimmerer

Lektorat: Kathrin Blum

Einbandgestaltung Anzinger und Rasp, München

Satz LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

www.aufbau-verlag.de

*Für alle Hüter des Feuers
meine Eltern
meine Töchter
und meine Enkel
die an diesem schönen Ort noch zu uns kommen werden*

Inhalt

Vorwort	9
Süßgras pflanzen	
Der Sturz der Himmelsfrau	11
Der Rat der Pekannussbäume	20
Das Geschenk der Erdbeeren	33
Eine Opfertgabe	46
Aster und Goldrute	52
Die Grammatik des Belebten	62
Süßgras hegen	
Ahornzuckermond	77
Zaubernuss	87
Das Werk einer Mutter	98
Der Trost der Seerosen	118
Der Dankbarkeitsschwur	125
Süßgras pflücken	
Die Offenbarung in den Bohnen	141
Die Drei Schwestern	148
<i>Wisgaak Gokpenagen</i> : Ein Korb aus Schwarz-Esche	163
<i>Mishkos Kenomagwen</i> : Die Lehren des Grases	181
Ahorn-Nation: Ein Leitfaden für Bürger	194
Die Ehrenhafte Ernte	204
Süßgras flechten	
In den Fußstapfen von Nanabozho: An einem Ort heimisch werden	237
Der Klang der Schneeglöckchenbäume	249

Im Kreis sitzen	258
Feuer am Cascade Head	281
Wurzeln schlagen	296
<i>Umbilicaria</i> : Der Nabel der Welt	311
Die Kinder des Waldes von einst	321
Zeuge des Regens	341
Süßgras verbrennen	
Die Spuren des Windigo	351
Das Heilige und der Superfund	358
Maismenschen und Lichtmenschen	395
Kollateralschaden	403
<i>Shkitagen</i> : die Menschen des Siebten Feuers	418
Den Windigo besiegen	436
Epilog: das Geschenk erwidern	445
Anmerkungen	451
Quellen	455
Dank	457
Über die Autorin	461

Vorwort

Strecken Sie die Hand aus und lassen Sie mich ein Bündel frisch gepflücktes Süßgras hineinlegen, locker und luftig, wie frisch gewaschenes Haar. Oben sind die Halme glänzend goldgrün, weiter unten, dort, wo sie auf den Boden treffen, haben sie ein lila-weißes Band. Halten Sie sich das Bündel unter die Nase. Nehmen Sie den honigsüßen Vanilleduft wahr, hinter dem sich der Geruch von Flusswasser und schwarzer Erde verbirgt, und Sie verstehen den wissenschaftlichen Namen: *Hierochloe odorata*, duftendes, heiliges Gras*. In unserer Sprache heißt es *wiingaashk*, das süß duftende Haar von Mutter Erde. Atmen Sie es ein, und Ihnen werden nach und nach Dinge einfallen, von denen Sie nicht wussten, dass Sie sie vergessen hatten.

Wenn man eine Handvoll Süßgras am Ende zusammenbindet und in drei Strähnen unterteilt, kann man es flechten. Damit es ein weicher, glänzender Zopf wird, den man verschenken kann, braucht es eine gewisse Spannung. Jedes kleine Mädchen mit abstehenden Zöpfen kann es bestätigen: Beim Flechten muss man ziehen. Natürlich bekommt man das alleine hin – man kann das Ende an einen Stuhl binden, oder es zwischen die Zähne nehmen und rückwärts von sich selbst weg flechten –, aber am schönsten ist es, wenn jemand anderes das Ende hält, so dass beide sachte gegeneinander ziehen, dabei die Köpfe zusammenstecken, plaudern und lachen, sich gegenseitig auf die Hände sehen, die einen ganz still, während die anderen die schlanken Strähnen überei-

* Beim Süßgras dieses Buches handelt es sich um das auch in Deutschland vorkommende Duftende Mariengras. Ob seines süßlich-aromatischen Dufts wird es auch Vanillegras genannt.

nerschlagen, von rechts, von links. Das Süßgras bringt Menschen zusammen, in einen Austausch, bei dem die Haltende so wichtig ist wie die Flechtende. Der Zopf wird gegen Ende feiner und dünner, bis einzelne Halme geflochten und dann abgebunden werden.

Wollen Sie das Ende des Bündels halten, während ich flechte? Können wir unsere Hände durch Gras miteinander verbinden und einen Zopf zu Ehren der Erde flechten? Danach halte ich das Ende für Sie.

Ich könnte Ihnen einen Zopf Süßgras reichen, so dick und glänzend wie der Zopf, der meiner Großmutter über den Rücken fällt. Aber es steht mir nicht an, zu geben, und Ihnen nicht, zu nehmen. *Wiingaashk* gehört sich selbst. Also verschenke ich stattdessen einen Zopf aus Geschichten, für die Heilung unserer Beziehung zur Welt. Dieser Zopf besteht aus drei Strängen: dem Wissen der Indigenen, naturwissenschaftlicher Erkenntnis, und der Geschichte einer Wissenschaftlerin vom Stamm der Anishinaabe, die versucht, alles drei zusammenzubringen, um dem Wichtigsten zu dienen. Es ist ein Geflecht aus Wissenschaft, Geist und Geschichten, eine Pharmakopöe, ein Arzneimittelbuch mit heilsamen Geschichten, damit wir uns eine andere Beziehung vorstellen können, in der Mensch und Land füreinander gute Medizin sind.

Der Rat der Pekannussbäume

Die Hitze flirrt über den Gräsern, die Luft ist schwer und weiß, erfüllt vom Gesang der Zikaden. Den ganzen Sommer über laufen sie schon barfuß, und trotzdem pieksen die trockenen Septemberstoppeln des Jahres 1895 ihre Fußsohlen, als sie durch die sonnenverbrannte Prärie laufen, die Füße erhoben wie beim *Grass dance*. Junge Weidenruten in verblichenen Jeans und sonst nichts, beim Laufen erkennt man ihre Rippen unter der schmalen, braunen Brust. Sie biegen zu dem schattigen Wäldchen ab, wo das Gras unter den Füßen weich und kühl ist, lassen sich mit ihrer schlaksigen Unbekümmertheit ins hohe Gras plumpsen. Ein bisschen ruhen sie im Schatten aus, dann springen sie auf die Füße und fangen mit der hohlen Hand Grashüpfer als Köder.

Die Angelruten stehen genau da, wo sie sie zurückgelassen haben, an einer alten Kanadischen Schwarzpappel. Sie stechen den Grashüpfern die Haken durch den Rücken und werfen die Leine aus, während der Schlick vom Bachbett kühl durch ihre Zehen quillt. Doch das Wasser bewegt sich kaum in dem kümmerlichen Rinnsal, das die Trockenheit hinterlassen hat. Nichts beißt an, nur ein paar Mücken. Bald sind die Aussichten auf eine Fischmahlzeit so dünn wie ihre Bäuche unter den verblichenen Jeans, die von einer Schnur zusammengehalten werden. Sieht aus, als gäbe es heute Abend wieder nur Zwieback und Tunke. Sie hassen es, mit leeren

Händen heimzukommen und Mama zu enttäuschen, aber auch ein trockener Zwieback füllt schließlich den Magen.

Das Land hier am Canadian River mitten im Indianerterritorium* ist eine hügelige Grassavanne mit Hainen in den Flussniederungen. Ein großer Teil davon wurde noch nie gepflügt, einfach, weil niemand einen Pflug hat. Die Jungen gehen flussaufwärts von Hain zu Hain in Richtung ihrer Parzelle, in der Hoffnung, irgendwo ein tiefes Becken zu finden, vergebens. Bis einer der Jungen mit dem Zeh an etwas Hartes, Rundes im Gras stößt.

Da ist eine, noch eine, und da noch eine – so viele, dass er kaum gehen kann. Er hebt eine harte grüne Kugel vom Boden auf und wirft sie durch die Bäume auf seinen Bruder wie einen Baseball, und dazu ruft er: »*Piganeke!* Die nehmen wir mit!« Die Nüsse werden gerade erst reif, sie fallen und bedecken das Gras. Im Nu füllen die Jungen sich die Taschen und schichten noch einen großen Haufen auf. Pekannüsse sind gut zu essen, aber schwer zu tragen, als wollte man einen Scheffel Tennisbälle heben: Je mehr man nimmt, desto mehr liegen am Ende auf dem Boden. Sie hassen es, mit leeren Händen heimzukommen, und Mama würde sich so freuen – aber mehr als eine Handvoll kann man nicht tragen ...

Die Hitze lässt ein wenig nach, als die Sonne tiefer sinkt und die Abendluft sich in der Senke breitmacht, kühl genug, dass sie zum Essen nach Hause rennen können. Mama ruft, und die Jungen kommen gelaufen, die mageren Beine pumpen mit letzter Kraft, ihre Unterhosen blitzen im verblassenden Licht weiß auf. Es sieht aus, als trügen sie jeder einen gegabelten Stamm, der ihnen wie ein Joch über den Schultern hängt. Mit triumphierendem Grinsen werfen sie sie ihr zu Füßen: zwei Paar abgetragene Hosen, an den Knöcheln mit Schnur zugebunden und prall gefüllt mit Nüssen.

* Anmerkung des Lektorats: Die Bezeichnung der indigenen Völker Nordamerikas als Indianer ist hochproblematisch und wird von vielen Indigenen abgelehnt. Sie wird allerdings historisch in vielen Kontexten benutzt, vor allem in offiziellen Akten der US-Regierung, so gab es sogenannte Indianeragenten, Indianer-Umsiedlungspolitik oder eben auch Indianerterritorien (oder auch -land).

Einer dieser mageren kleinen Jungen war mein Großvater, immer hungrig, um Essbares zu sammeln, wo immer er etwas fand. Zu Hause war er in einer Baracke in der Prärie von Oklahoma, als es noch »Indianerterritorium« war, kurz bevor alles weg war. Das Leben ist unvorhersehbar genug, aber noch weniger können wir beeinflussen, welche Geschichten über uns erzählt werden, wenn wir nicht mehr sind. Er würde sich scheckig lachen, wenn er erführe, dass seine Urenkel ihn nicht als dekorierten Veteran des Ersten Weltkriegs kennen, nicht als geschickten Mechaniker für neumodische Automobile, sondern als kleinen barfüßigen Jungen im Reservat, der in Unterhosen nach Hause rannte, die Hosen vollgestopft mit Pekannüssen.

Das Wort *Pekan* – die Frucht des Hickory- oder Pekannussbaumes (*Carya illinoensis*) – stammt aus den indigenen Sprachen. *Pigan* heißt Nuss, jede Nuss. Die Hickorys, Schwarznüsse und Butternüsse unserer nördlichen Heimat haben außerdem ihre eigenen Artnamen. Aber diese Bäume waren, wie unsere Heimat, für mein Volk verloren. Auf unser Land am Lake Michigan hatten die Siedler ihr Auge geworfen, und so wurden wir von Soldaten mit vorgehaltener Waffe den »Trail of Death«, den Weg des Todes, entlanggetrieben. Sie brachten uns an einen neuen Ort, weit weg von unseren Seen und Wäldern. Aber auch dieses Land erweckte jemandes Begehrlichkeit, also wurden wieder die Bündel aufgerollt, diesmal waren sie schon dünner. Innerhalb einer einzigen Generation wurden meine Vorfahren dreimal »umgesiedelt« – von Wisconsin nach Kansas, über weitere Zwischenstationen schließlich nach Oklahoma. Ob sie wohl über die Schulter einen letzten Blick auf die wie eine Fata Morgana glitzernden Seen zurückgeworfen haben? Haben sie die Bäume zum Andenken berührt, als sie immer seltener wurden, bis da nur noch Gras war?

So viel wurde auf diesem Weg verstreut, zurückgelassen. Gräber von der Hälfte der Menschen. Sprache. Wissen. Namen. Meine Urgroßmutter Sha-note, »Wind, der hindurchweht«, wurde Charlotte genannt. Namen, die die Soldaten oder die Missionare nicht aussprechen konnten, waren nicht erlaubt.

Als sie nach Kansas kamen, waren sie bestimmt erleichtert, entlang der Flüsse Haine mit Nussbäumen zu finden – Nüsse, die sie nicht kannten, die aber herrlich schmeckten und reichlich da waren. Da sie für diese neue Nahrung keinen Namen hatten, nannten sie sie einfach Nüsse – *pigan* –, was im Englischen zu *pecan* wurde.

Ich mache Pekannusskuchen nur zu Thanksgiving, wenn wir genügend Leute sind, um ihn aufzuessen. Besonders gern esse ich sie nämlich nicht, aber ich möchte diesen Baum ehren. Wenn ich seine Früchte den Gästen um den großen Tisch anbiete, erinnert mich das an den Willkommensgruß des Baums an unsere Vorfahren, als sie einsam und müde waren und so weit weg von zu Hause.

Zwar kamen die Jungen ohne Fische nach Hause, aber sie brachten fast so viel Eiweiß mit, als hätten sie ein paar Welse gefangen. Nüsse sind der Bratfisch der Wälder, voller Proteine und besonders voller Fette – »Arme-Leute-Essen«, und arm waren sie. Heute essen wir sie hübsch verpackt, auf Teig drapiert und gebacken, aber damals kochten sie sie zu Brei. Das Fett schwamm oben wie bei einer Hühnersuppe; sie schöpften es ab und lagerten es als Nussbutter ein: ein gutes Winteressen. Reich an Kalorien und Vitaminen – alles, was man braucht, um am Leben zu bleiben. Genau darum geht es ja auch bei Nüssen: dem Embryo alles zu liefern, was er braucht, um sein Leben zu beginnen.

Butternüsse, Schwarznüsse, Hickorys und Pekannüsse sind alle eng verwandte Mitglieder derselben Familie (Juglandaceae, Walnussgewächse). Unser Volk nahm sie mit, egal, wohin es zog, allerdings häufiger in Körben als in Hosen. Heute finden sich Pekannussbäume entlang der Flüsse der Prärie, sie haben die fruchtbaren Senken besiedelt, in denen die Menschen sich damals niederließen. Meine Nachbarn, Angehörige der Haudenosaunee, sagen, ihre Vorfahren liebten die Butternüsse so sehr, dass man an den Beständen heute gut erkennen kann, wo ihre Dörfer lagen. Und in der Tat steht in meinem Garten auf dem Hang oberhalb des Teichs ein Hain

Butternussbäume, wie es ihn in »wilden« Wäldern nicht gibt. Jedes Jahr jäte ich rund um die jungen Pflanzen den Boden frei und gebe ihnen einen Eimer Wasser, wenn der Regen auf sich warten lässt. Zur Erinnerung.

Auf der Parzelle in Oklahoma steht heute ein Pekannussbaum, der die Überreste der alten Hütte beschattet. Ich stelle mir vor, wie Grammy Nüsse ausschüttet, um sie zu verarbeiten, und wie eine von ihnen weggrollt an eine günstige Stelle am Rand des Vorplatzes. Oder vielleicht bezahlte sie ihre Schuld an die Bäume, indem sie hin und wieder eine Handvoll Nüsse in ihren Garten pflanzte.

Wenn ich noch einmal an die alte Geschichte zurückdenke, fällt mir auf, wie schlau es von den Jungen im Pekannusshain war, so viele Nüsse heimzuschaffen, wie sie konnten: Nussbäume tragen nicht jedes Jahr, sondern häufig in unvorhersehbaren Abständen. Es gibt ein Auf und Ab mit vielen mageren Jahre und wenigen fetten, den sogenannten Mastjahren. Anders als etwa Steinfrüchte und Beeren, die uns einladen, sie auf der Stelle zu verzehren, bevor sie verderben, schützen Nüsse sich mit einer festen, fast steinharten Schale und einer grünen, ledrigen Hülle. Der Baum setzt nicht darauf, dass wir sie gleich wegfuttern, so dass der Brei uns vom Kinn tropft. Ihr Design bestimmt sie zum Winterfutter, wenn wir Fett und Proteine brauchen und viele Kalorien, um uns zu wärmen. Sie sind eine Reserve für schwere Zeiten, Embryo des Überlebens. Und der Lohn ist so reich, dass der Inhalt in einem Tresor geschützt ist, doppelt weggesperrt, eine Hülle in der Hülle. Das schützt den Embryo und seinen Nahrungsvorrat, aber gleichzeitig ist so dafür gesorgt, dass die Nuss von eifrigen Sammlern davongetragen und sicher eingelagert wird.

Der Weg durch die Schale ist ein hartes Stück Arbeit, und ein Eichhörnchen wäre schlecht beraten, sich zum Aufnagel auf's offene Feld zu setzen, wo die Greifvögel lauern. Nüsse sind so gebaut, dass sie nach drinnen gebracht werden sollen, eingelagert für später im Bau eines Streifenhörnchens oder im Vorratskeller einer Hütte in Oklahoma. Wie bei allen gehorteten Vorräten geraten die einen oder

anderen bestimmt in Vergessenheit – und schon ist ein Baum geboren.

Damit in den Mastjahren auch neue Wälder entstehen, muss jeder Baum Unmengen von Nüssen produzieren – so viele, dass diejenigen, die diese Samen gerne verzehren möchten, überfordert sind. Würde ein Baum sich jedes Jahr damit plagen, ein paar Nüsse hervorzubringen, würden diese sämtlich aufgeessen, und es gäbe keine neue Generation von Pekannussbäumen. Außerdem haben die Nüsse einen derart hohen Kaloriengehalt, dass die Bäume sich diesen Überfluss gar nicht jedes Jahr leisten können – sie müssen darauf sparen, wie eine Familie auf ein besonderes Ereignis spart. Mastbäume verbringen Jahre mit der Synthese von Zuckern, und statt sie nach und nach zu verbrauchen, stecken sie sie gleichsam unter die Matratze, bunkern also Kalorien in Form von Stärke in ihren Wurzeln. Erst als dort Überfluss herrschte, konnte mein Grandpa kiloweise Nüsse heimbringen.

Dieses zyklische Fruchten ist und bleibt eine Herausforderung für die Hypothesen von Baumphysiologen und Evolutionsbiologen. Waldökologen vermuten hinter dem Phänomen eine einfache energetische Gleichung: Du produzierst nur Früchte, wenn du es dir leisten kannst. Das leuchtet ein. Doch Wachstum und Kalorieneinlagerung verlaufen bei Bäumen je nach Standort in unterschiedlichem Tempo. Wie die Siedler, die das fruchtbare Ackerland bekamen, würden die glücklichen schnell reich werden und häufig Früchte tragen, während die im Schatten stehenden Nachbarn kämpfen müssten und nur selten Überfluss hätten; auf die Reproduktion müssten sie jahrelang warten. Wenn dem so wäre, würde jeder Baum in seinem eigenen Tempo Früchte tragen, und anhand seiner eingelagerten Stärkereserven wäre das auch vorhersagbar. Doch so ist es nicht. Wenn ein Baum Früchte trägt, dann tragen sie alle Früchte – es gibt keine Einzelgänger. Nicht ein Baum in der Gruppe, sondern die ganze Gruppe; nicht eine Gruppe im Wald, sondern alle Gruppen; alle im Umkreis und alle in der Region. Die Bäume handeln nicht als Individuen, sondern gewissermaßen als Kollektiv. Wie ge-

nau sie das anstellen, wissen wir noch nicht. Doch was wir hier sehen, ist die Macht der Einigkeit. Was einem passiert, passiert uns allen. Wir können zusammen hungern oder zusammen prassen. Alles Gedeihen beruht auf Gegenseitigkeit.

Im Sommer 1895 waren die Vorratslager überall im Indianerterritorium gefüllt mit Pekannüssen, so, wie die Mägen der Jungen und der Eichhörnchen. Für die Menschen war dieser plötzliche Überfluss wie ein Geschenk, eine Überfülle, die man einfach nur vom Boden aufzulesen brauchte – vorausgesetzt, man war schneller als die Eichhörnchen. Wenn nicht, würde es aber im nächsten Winter wenigstens viel Eichhörnchenragout geben. Die Pekanhaine geben immer wieder. So eine gemeinschaftliche Freigebigkeit mag mit dem Prozess der Evolution unvereinbar scheinen, denn da herrscht doch der Imperativ des individuellen Überlebens. Doch es wäre ein großer Fehler, wenn wir versuchen wollten, das individuelle Wohlbefinden von einem gesunden Ganzen zu trennen. Die Überfülle ihrer Früchte schenken die Pekannüsse auch sich selbst. Indem sie Eichhörnchen und Menschen sättigen, sichern sie auch ihr eigenes Überleben. Die Gene, die dazu beitragen, werden vom Fluss der Evolution in die nächsten Generationen mitgenommen, während die, die nicht teilhaben können, aufgegessen werden und in eine evolutionäre Sackgasse geraten. Genauso, wie Menschen, die an der Landschaft ablesen können, wo die Nüsse wachsen, und sie nach Hause in Sicherheit bringen, die Februarstürme überleben und dieses Verhalten an ihre Nachkommen weitergeben werden; nicht durch genetische Übertragung, sondern durch kulturelle Praxis.

Waldwissenschaftler beschreiben die Freigebigkeit der Mastbäume mit einer Hypothese über die Sättigung der Samenfresser. Demnach könnte die Geschichte so gehen: Wenn die Bäume mehr Samen produzieren, als die Eichhörnchen fressen können, überleben einige Nüsse. Und wenn die Eichhörnchen große Mengen Nüsse gehamstert haben, bekommen die trächtigen Eichhörnchenmamas mehr Babys pro Wurf, und ihre Population geht durch die Decke. Was wiederum dazu führt, dass die Greifvögel mehr Junge

großziehen, und auch die Fuchsbauten füllen sich. Doch im nächsten Herbst sind die fetten Zeiten vorüber, weil die Bäume die Samenproduktion wieder heruntergefahren haben. Für die Eichhörnchen gibt es jetzt wenig zu hamstern – sie kommen mit leeren Händen nach Hause –, also ziehen sie wieder los, suchen immer weiter, und setzen sich damit noch mehr der angewachsenen Population aufmerksamer Greifvogel und hungriger Füchse aus. Das Verhältnis von Räuber zu Beute steht zu ihren Ungunsten, und durch Hunger und Raub bricht die Eichhörnchenpopulation ein, es wird still im Wald ohne ihre Geschäftigkeit. Man kann sich vorstellen, wie die Bäume jetzt einander zuflüstern: »Es sind nur noch ganz wenige Eichhörnchen übrig. Wäre das nicht ein guter Zeitpunkt zum Nüsse machen?« Da sprießen überall im Land die Pekaublüten und schicken sich an, für die nächste Rekordernte zu sorgen. Gemeinsam überleben die Bäume und gedeihen.

Die sogenannte Indianer-Umsiedlungspolitik* der US-Regierung riss viele indigene Völker aus ihrer jeweiligen Heimat. Sie trennte uns von unserem traditionellen Wissen und unserer Lebensart, von den Gebeinen unserer Vorfahren, unseren Nahrungspflanzen – doch nicht einmal das zerstörte unsere Identität. Da versuchte die Regierung es noch einmal anders und trennte die Kinder von ihren Familien und Kulturen, schickte sie weit weg zur Schule, so weit, hofften sie, dass sie vergaßen, wer sie waren.

Überall im Indianerterritorium gab es Listen von sogenannten Indianeragenten, denen Kopfgeld gezahlt wurde für jedes Kind, das sie in die öffentlichen Internate schickten. Später taten sie, als hätten die Eltern die Wahl, und ließen sie Papiere unterschreiben, laut derer sie ihre Kinder »legal« ziehen ließen. Eltern, die das verweigerten, konnten dafür ins Gefängnis kommen. Einige hofften vielleicht, ihre Kinder bekämen so eine bessere Zukunft als eine karge Farm im staubtrockenen Land. Manchmal wurden Nahrungszuteilungen des Staates – Mehl voller Käfer und ranziger Speck, die

* Vgl. Fußnote S. 21

den Büffel ersetzen sollten – zurückgehalten, bis die Kinder abgegeben waren. Vielleicht war es ein gutes Pekannussjahr, dann hielten sie die Agenten ein Jahr länger hin. Die Androhung, fortgeschickt zu werden, konnte einen kleinen Jungen bestimmt dazu bringen, seine Hosen mit Essen vollzustopfen und halb nackt nach Hause zu laufen. Und in einem schlechten Pekannussjahr kam der Indianeragent dann wieder und suchte nach mageren braungebrannten Jungs, die keine Aussicht auf ein Abendessen hatten – vielleicht war das das Jahr, in dem Grammy die Papiere unterschrieb.

Kinder, Sprache, Land: Fast alles wurde ihnen genommen, gestohlen, als sie gerade nicht hinsahen, weil sie mit dem Überleben beschäftigt waren. Nach all diesen Verlusten gab es aber immer noch etwas, was unser Volk nicht aufgegeben hatte: die Bedeutung des Landes. Für den Siedler bedeutete Land Eigentum, Immobilie, Kapital oder Bodenschätze. Für unser Volk dagegen war Land alles: Identität, Verbindung zu unseren Vorfahren, Heimat unserer nichtmenschlichen Verwandten, Apotheke, Bibliothek, Quelle von allem, was uns am Leben hielt. Unser Land war, wo unsere Verantwortung gegenüber der Welt verankert war, heiliger Boden. Es gehörte sich selbst; es war ein Geschenk, keine Ware, und niemand konnte es kaufen oder verkaufen. Und diese Bedeutung nahmen die Menschen mit, als sie aus ihrer alten Heimat an neue Orte vertrieben wurden. Ob es ihre Heimat war oder das neue Land, das ihnen aufgezwungen wurde, ihr gemeinsames Land gab den Menschen Kraft; es gab ihnen etwas, wofür sie kämpfen konnten. Und dieser Glaube war in den Augen der Regierung eine Bedrohung.

Nach Zwangsumsiedlungen durchs ganze Land, nach all den Verlusten und schließlich der Ansiedelung in Kansas kam die Regierung noch einmal zu meinem Volk und bot eine weitere Umsiedlung an, diesmal an einen Ort, der für immer ihnen gehören sollte, eine allerletzte Umsiedlung. Mehr noch: Den Menschen wurde angeboten, Bürger der Vereinigten Staaten zu werden, teilzuhaben an dem großartigen Land, das sie umgab, und von seiner Macht geschützt zu werden. Unsere Anführer, unter ihnen der

Großvater meines Großvaters, überlegten, berieten, schickten zur Prüfung Delegationen nach Washington. Die Verfassung der Vereinigten Staaten war offenbar nicht imstande, die Heimat der indigenen Völker zu schützen. Die Vertreibungen hatten das überdeutlich klar gemacht. Das Eigentumsrecht von Bürgern, die individuelle Landbesitzer waren, schützte die Verfassung dagegen ganz explizit. Vielleicht war das der Weg zu einer dauerhaften Heimat für die Menschen.

Den Anführern wurde der Amerikanische Traum angeboten, das Recht, ihr Eigentum als Individuen zu besitzen, unbehelligt von den Launen einer unsteten Indianerpolitik*. Nie wieder würden sie von ihrem Land vertrieben werden. Nie wieder sollte es Gräber an einer staubigen Straße geben. Dazu brauchten sie nur den Gemeinschaftsbesitz an ihrem Land aufzugeben und sich zum Privateigentum zu bekennen. Schweren Herzens hielten sie den ganzen Sommer über Rat, rangen um eine Entscheidung, wägten die – wenigen – Optionen ab. Familien standen gegen Familien. Sollten sie in Kansas auf gemeinschaftlichem Land bleiben und das Risiko eingehen, es irgendwann ganz zu verlieren, oder als individuelle Landbesitzer mit gesetzlicher Garantie ins Indianerterritorium gehen? Der historische Rat tagte den ganzen heißen Sommer über an einem schattigen Ort, der als Pecan Grove bekannt wurde.

Wir wussten schon immer, dass Pflanzen und Tiere ihren eigenen Rat abhalten und eine gemeinsame Sprache sprechen. Besonders die Bäume sind unsere Lehrer. Doch offenbar hörte in jenem Sommer niemand hin, als die Pekanbäume rieten: Haltet zusammen, handelt gemeinsam, als ob ihr ein Mann wärt. Wir Pekanüsse haben gelernt, dass in der Einheit Kraft liegt, dass das einsame Individuum so leicht umgerissen wird wie der Baum, der außerhalb der Saison Frucht getragen hat. Die Lehren der Pekanbäume wurden nicht gehört, oder jedenfalls nicht beachtet.

Und so packten unsere Familien wieder einmal zusammen und zogen westlich ins Indianerterritorium, ins versprochene Land, und

* Vgl. Fußnote S. 21

wurden zur Citizen Potawatomi Band. Müde und verstaubt, aber voller Hoffnung für ihre Zukunft, fanden sie an ihrem ersten Abend im neuen Land einen alten Freund vor: einen Pekannushain. Sie zogen ihre Wagen unter seine schützenden Äste und begannen von vorn. Jedes Mitglied des Stamms, auch mein Großvater, ein Wickelkind, bekam eine Parzelle Land zugewiesen, das die Bundesregierung für ausreichend hielt, um darauf als Farmer seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Durch die Annahme der Staatsbürgerschaft stellten sie sicher, dass diese Parzellen ihnen nicht mehr genommen werden konnten. Außer natürlich, ein Bürger konnte seine Steuern nicht bezahlen. Oder ein Rancher bot ein Fässchen Whisky und viel Geld, »fair und klar«. Die nicht zugewiesenen Parzellen schnappten sich nicht-indigene Siedler wie hungrige Eichhörnchen die Pekannüsse. In der Zeit der Landzuweisung gingen mehr als zwei Drittel des Landes in den Reservaten verloren. Knapp eine Generation, nachdem das Land »garantiert« worden war, indem man das Gemeinschaftsgut dem Privatbesitz opferte, war das meiste davon verloren.

Die Pekannussbäume und ihre Verwandten besitzen eine Fähigkeit zum konzertierten Handeln, für ein gemeinsames Ziel, das über den individuellen Baum hinausgeht. Irgendwie sorgen sie dafür, dass alle zusammenhalten und so überleben. Wie sie das anstellen, ist immer noch schwer zu fassen. Einige Daten weisen darauf hin, dass die Fruktifikation durch bestimmte Umweltreize ausgelöst wird, etwa einen besonders nassen Frühling oder eine lange Wachstumssaison. Dank dieser günstigen physikalischen Bedingungen können alle Bäume einen Energieüberschuss anlegen, den sie in die Nüsse stecken können. Doch angesichts der großen Unterschiede zwischen den einzelnen Standorten ist es unwahrscheinlich, dass Umweltreize alleine diese Synchronizität bewirken können.

In alten Zeiten, so erzählen unsere Ältesten, sprachen die Bäume miteinander. Sie hielten ihren eigenen Rat und arbeiteten einen Plan aus. Doch vor langer Zeit beschloss die Wissenschaft, dass Pflanzen taub und stumm sind, dass sie ohne Kommunikation isoliert

voneinander leben. Die Möglichkeit eines Gesprächs wurde summarisch abgetan. Die Wissenschaft versteht sich als rein rational, vollständig neutral, ein System der Wissensgenerierung, in dem die Beobachtung unabhängig vom Beobachter ist. Und doch kam man zu dem Schluss, dass Pflanzen nicht kommunizieren können, weil ihnen die Mechanismen fehlen, mit denen Tiere kommunizieren. Das Potenzial der Pflanzen wurde ausschließlich durch die Brille der tierischen Fähigkeiten beurteilt. Bis vor Kurzem ging niemand ernsthaft der Frage nach, ob Pflanzen vielleicht doch miteinander »sprechen«. Doch seit Ewigkeiten wird zuverlässig Pollen mit dem Wind transportiert, von den männlichen Bäumen entsandt an die weiblichen Empfängerinnen, damit die Nüsse wachsen. Wenn man dem Wind die Verantwortung für die Befruchtung anvertrauen kann, warum dann nicht auch Botschaften?

Heute gibt es stichhaltige Beweise dafür, dass unsere Ältesten recht hatten – Bäume sprechen *tatsächlich* miteinander. Sie kommunizieren über Pheromone; das sind hormonähnliche Verbindungen, die mit dem Wind übertragen werden und Bedeutung transportieren. Forscher haben etwa bestimmte Verbindungen identifiziert, die ein Baum freisetzt, wenn er von einem Insektenbefall gestresst ist – Schwammspinnerrauen, die sich an seinen Blättern satt fressen, oder Borkenkäfer unter seiner Haut. Der Baum setzt einen Notruf ab: »Hallo, ihr da drüben? Ich bin hier einem Angriff ausgesetzt. Ihr solltet besser die Zugbrücke hochziehen und euch wappnen für das, was auf euch zukommt.« Die Bäume, die windabwärts stehen, fangen die Botschaft ein, den Geruch der Gefahr. Damit haben sie Zeit, Defensivstoffe herzustellen. Gewarnt ist gewappnet. Die Bäume warnen einander, und die Invasoren werden abgewehrt. Davon profitiert das Individuum, und damit auch der ganze Wald. Offenbar besprechen Bäume die gemeinsame Verteidigung. Sprechen sie sich womöglich auch ab, um das Mastjahr zu synchronisieren? Es gibt so vieles, was wir mit unseren begrenzten menschlichen Fähigkeiten noch nicht wahrnehmen können. Gespräche unter Bäumen übersteigen unsere Vorstellungskraft noch bei Weitem.

Einige Studien zu Mastbäumen deuten darauf hin, dass der Mechanismus für die Synchronisierung nicht über die Luft läuft, sondern durch den Boden. Bäume in einem Wald sind häufig durch unterirdische Netzwerke verbunden, die sogenannte Mykorrhiza, also Pilzfasern an den Feinwurzeln der Bäume. In dieser Symbiose nehmen die Pilze mineralische Nährstoffe aus dem Boden auf und geben sie an den Baum ab; dafür erhalten sie Kohlenhydrate. Diese Mykorrhizae bilden mit ihren Pilzgeflechten möglicherweise Brücken zwischen individuellen Bäumen, so dass alle Bäume in einem Wald miteinander in Verbindung stehen. Und über diese Pilznetzwerke werden nun offenbar Kohlenhydratvorräte von Baum zu Baum umverteilt. Im Stil von Robin Hood wird von den Reichen genommen und den Armen gegeben, und am Ende erreichen alle Bäume zum selben Zeitpunkt denselben Kohlenhydrat-Überschuss. Sie weben ein Netz der Reziprozität, ein Netz von Geben und Nehmen. Damit verhalten sich alle Bäume wie einer, weil die Pilze sie miteinander vernetzt haben. Durch Einigkeit zum Überleben. Alles Gedeihen ist gegenseitig. Boden, Pilz, Baum, Eichhörnchen, Junge – alle profitieren von diesem Austausch.

Freigebig überschütten sie uns mit Nahrung, buchstäblich geben sie sich selbst hin, damit wir leben können. Doch im Geben sichern sie auch ihr eigenes Überleben. Unser Nehmen kommt ihnen im zyklischen Erschaffen des Lebens wieder zugute. Nach den Geboten der Ehrenhaften Ernte zu leben – also nur zu nehmen, was uns geschenkt wird, es gut zu nutzen, für das Geschenk dankbar zu sein und etwas zurückzugeben: in einem Pekanhain ist das einfach. Wir geben etwas zurück, indem wir den Hain pflegen, ihn vor Schaden schützen, Samen pflanzen, damit neue Haine die Prärie beschatten und die Eichhörnchen ernähren.

Heute, zwei Generationen später, nach der Umsiedlung, nach der Flächenzuweisung, nach den Internaten und der Diaspora, kehrt meine Familie zurück nach Oklahoma, zurück zu dem, was von der Parzelle meines Großvaters übrig geblieben ist. Vom Gipfel des Hü-

gels aus kann man am Fluss entlang immer noch Pекanhaine sehen. Nachts tanzen wir auf den alten Powwow-Plätzen. Die uralten Zeremonien grüßen den Sonnenaufgang. Der Geruch nach Maissuppe und das Schlagen der Trommeln hängen in der Luft, als die neun Volksgruppen der Potawatomi, die durch die Vertreibung über das ganze Land verstreut wurden, für ein paar Tage im Jahr wieder zusammenkommen, um nach Zugehörigkeit zu suchen. Das Potawatomi Gathering of Nations, das Treffen der Potawatomi-Nationen, vereint das Volk, es ist ein Gegengift gegen die Teile-und-Herrsche-Strategie, die eingesetzt wurde, um unser Volk zu zersplittern und von seiner Heimat zu trennen. Synchronisiert wird unsere Zusammenkunft von unseren Anführern, aber wichtiger noch: Uns vereint etwas wie ein Mykorrhiza-Netzwerk, eine unsichtbare Verbindung von Geschichte, Familie und Verantwortung gegenüber unseren Vorfahren wie unseren Kindern. Als Nation fangen wir an, dem Rat unserer Ältesten, der Pекanbäume, zu folgen, indem wir zusammenhalten, zum Nutzen aller. Wir erinnern uns, was sie sagten: Alles Gedeihen ist gegenseitig.

Es ist ein Mastjahr für meine Familie; wir sind alle hier bei der Zusammenkunft, dicht an dicht lagern wir auf dem Boden, wie Samen für die Zukunft. Wie ein Embryo, der mit seinen Vorräten geschützt ist in Schichten von steinharten Schalen, haben wir die mageren Jahre überlebt und blühen nun gemeinsam. Ich schlendere in den Pекanwald, vielleicht genau an den Ort, wo mein Großvater einst seine Hosenbeine vollstopfte. Er würde staunen, uns alle hier anzutreffen, wie wir den Kreistanz tanzen und uns an die Pекannüsse erinnern.

Das Geschenk der Erdbeeren

Einmal hörte ich, wie sich Evon Peter – ein Angehöriger der Gwich'in, Vater, Ehemann, Umweltaktivist und Häuptling von Arctic Village, einem kleinen Dorf im Nordosten Alaskas –, jemandem als »Junge, der an einem Fluss aufgewachsen ist« vorstellte. Die

Formulierung ist glatt und rutschig wie ein Flusskiesel. Meinte er einfach nur, dass er in der Nähe seiner Ufer aufgewachsen war? Oder meinte er die Obhut des Flusses, hatte der Fluss ihn wachsen lassen, ihm beigebracht, was er fürs Leben brauchte? Aufgewachsen an einem Fluss: Ich vermute, beides stimmt – das eine geht kaum ohne das andere.

Ich wuchs bei und mit den Erdbeeren auf, mit ganzen Feldern davon. Nichts gegen die Ahorne, Hemlocktannen, Weymouth-Kiefern, Goldruten, Astern, Veilchen und Moose im Hinterland des Bundesstaates New York, aber mein Gefühl für die Welt und meinen Platz in ihr gaben mir die winzigen Scharlach-Erdbeeren,* die ich unter taunassen Blättern an Frühsommernmorgen entdeckte. Hinter unserem Haus erstreckten sich, unterteilt durch Steinwälle, meilenweit alte Heuwiesen, die längst nicht mehr bewirtschaftet wurden, aber noch nicht zu Wäldern verbuscht waren. Wenn der Schulbus unseren Hügel hinaufgetuckert war, warf ich meinen rot karierten Schulranzen in die Ecke, zog mich um, bevor meiner Mutter einfiel, was ich erledigen sollte, und sprang über den Bach, um bei den Goldruten spazieren zu gehen. Unsere mentalen Landkarten enthielten alle Orientierungspunkte, die wir Kinder brauchten: das Fort unter dem Essigbaum, den Steinhäufen, den Fluss, die große Kiefer, deren Äste in so gleichmäßigen Abständen wuchsen, dass man bis in ihren Wipfel klettern konnte wie auf einer Leiter – und die Erdbeerplätze.

Im Mai, im Blütenmond, dem *waabigwani-giizis*, besprenkelten ihre weißen Blütenblätter mit gelber Mitte – wie eine kleine Wildrose – all das krause Gras. Wir merkten uns gut, wo sie standen, spähten auf dem Weg zum Fröschefangen regelmäßig unter die dreiteiligen Blätter, um zu prüfen, wie weit sie waren. Nachdem die Blüte endlich ihre Kronblätter abgeworfen hatte, erschien stattdessen ein winziger grüner Knubbel, und als die Tage länger und wärmer wurden, schwoll er zu einer kleinen weißlichen Beere an. Egal,

* Anmerkung des Lektorats: Die Scharlach-Erdbeere ähnelt der europäischen Wald-erdbeere, schmeckt jedoch noch intensiver und süßer.

wie sauer sie waren, wir aßen sie trotzdem, zu ungeduldig für das eigentliche Erlebnis.

Reife Erdbeeren roch man, bevor man sie sah, ihr Duft vermischte sich mit dem Geruch von Sonne auf feuchtem Boden. So roch der Juni, der letzte Schultag, wenn wir frei bekamen, und der Erdbeermond, *ode'mini-giizis*. Ich lag auf dem Bauch an meinen Lieblingsstellen, sah zu, wie die Beeren unter den Blättern süßer und größer wurden. Jede winzige wilde Beere war kaum größer als ein Regentropfen, die Samen in kleinen Grübchen unter der Blätterkappe. Von diesem Blickwinkel aus konnte ich nur die allerrötesten pflücken und die hellroten für morgen stehen lassen.

Noch heute, über fünfzig Erdbeermonde später, bin ich gerührt und überrascht, wenn ich eine Stelle mit Scharlach-Erdbeeren finde. Mich überkommt ein Gefühl von Unverdientheit und Dankbarkeit für die Freigebigkeit und Freundlichkeit, die in diesem unerwarteten Geschenk in rot-grüner Verpackung stecken. »Wirklich? Für mich? Das wäre doch nicht nötig gewesen.« Nach fünfzig Jahren werfen sie bei mir immer noch die Frage auf, wie ich auf ihre Freigebigkeit reagieren soll. Manchmal fühlt sich das nach einer dummen Frage an, mit einer ganz einfachen Antwort: Iss sie auf.

Aber ich weiß, dass andere sich das auch schon gefragt haben. In unseren Schöpfungsgeschichten spielt die Herkunft der Erdbeeren eine wichtige Rolle. Die hübsche Tochter der Himmelsfrau, die sie aus der Himmelswelt in ihrem Bauch mitbrachte, wuchs auf der guten grünen Erde auf, voller Liebe und geliebt von allen anderen Wesen. Doch es kam zu einer Tragödie, denn sie starb bei der Geburt ihrer Zwillinge, Flint (Feuerstein) und Sapling (Bäumchen). Mit gebrochenem Herzen begrub die Himmelsfrau ihre geliebte Tochter im Boden. Ihr letztes Geschenk, unsere am meisten verehrte Pflanze, wuchs aus ihrem Leib. Die Erdbeere spross aus ihrem Herzen. Auf Potawatomi heißt die Erdbeere *ode min*, Herzbeere. Für uns ist sie die Anführerin der Beeren, die erste, die Frucht trägt.

Die Erdbeeren waren diejenigen, die mir das Gefühl gaben, dass die Welt voller Geschenke sei, die alle zu unseren Füßen lägen. Ein

Geschenk erhält man ohne eigenes Zutun, umsonst, es kommt zu uns, ohne dass wir darum gebettelt haben. Es ist keine Vergütung; kein Lohn für Arbeit, kein eingelöster Anspruch, auch kein moralischer Verdienst. Und doch ist es da. Wir müssen nur die Augen offen halten und wach sein. Geschenke gehören ins Reich der Bescheidenheit und des Geheimnisses – wie bei zufälligen Freundlichkeiten wissen wir nicht, woher sie kommen.

Die Felder meiner Kindheit überschütteten uns mit Erdbeeren, Himbeeren, Brombeeren, herbstlichen Pekannüssen, Sträußen von Wildblumen für meine Mutter, und boten sonntägliche Familienausflügen. Sie waren unser Spielgelände, Rückzug, Naturtempel, unser ökologisches Klassenzimmer und der Ort, wo wir lernten, Konservendosen vom Steinwall zu schießen. Alles umsonst. Zumindest dachte ich das.

Damals erlebte ich die Welt als Schenkökonomie, in der »Güter und Dienstleistungen« nicht erworben, sondern als Geschenk von der Erde empfangen wurden. Zum Glück war mir nicht bewusst, wie meine Eltern kämpfen mussten, um in der Lohnwirtschaft über die Runden zu kommen, die fernab von diesem Feld wütete.

In unserer Familie war das, was wir einander schenkten, fast immer selbst gemacht. Für mich war das sogar die Definition eines Geschenks: etwas, was man für jemand anderen machte. All unsere Weihnachtsgeschenke bastelten wir selbst: Sparschweine aus leeren Putzmittelflaschen, Topfuntersetzer aus kaputten Wäscheklammern, und Püppchen aus pensionierten Strümpfen. Meiner Mutter zufolge machten wir das, weil wir kein Geld für gekaufte Geschenke hatten. Für mich war es keine Entbehrung; es war etwas Besonderes.

Mein Vater liebte wilde Erdbeeren, weshalb meine Mutter ihm zum Vatertag fast immer einen Erdbeerkuchen machte. Sie buk den knusprigen Tortenboden und schlug die schwere Sahnecreme, aber wir Kinder waren für die Beeren verantwortlich. Jeder bekam ein oder zwei alte Marmeladengläser und verbrachte den Samstag vor dem Fest draußen in den Feldern, und es dauerte ewig, bis wir sie

voll hatten, weil immer mehr Beeren in unseren Mündern landeten. Schließlich kamen wir heim und kippten sie auf dem Küchentisch aus, um die mitgebrachten Käfer herauszulesen. Bestimmt übersahen wir auch welche, aber Dad gab zu der Extraportion Protein nie einen Kommentar ab.

Für ihn war Erdbeerkuchen das bestmögliche Geschenk, zumindest vermittelte er uns das. Es war ein Geschenk, das man niemals kaufen konnte. Als Kinder, die bei Erdbeeren aufwuchsen, war uns wahrscheinlich nicht klar, dass die Beerengabe vom Feld selbst kam, nicht von uns. Unser Geschenk waren Zeit und Aufmerksamkeit und Fürsorge und rot verklebte Finger. Herzbeeren, ja.

Geschenke der Erde oder von jemand anderem begründen eine besondere Beziehung, eine Art Pflicht zum Geben, Empfangen, und zum Erwidern. Das Feld beschenkte uns, wir beschenkten Dad, und wir versuchten, wiederum die Erdbeeren zu beschenken. Wenn die Beerenzeit vorbei war, bildeten die Pflanzen schlanke Ausläufer aus, um neue Pflanzen wachsen zu lassen. Mich faszinierte, wie sie über den Boden krochen und nach der richtigen Stelle zum Wurzelschlagen suchten, und so jätete ich kleine Stellen frei, wo die Ausläufer den Boden berührten. Bald würde der Ausläufer kleine Wurzeln austreiben, und im Herbst würde es dann noch mehr Pflanzen geben, die im nächsten Erdbeermond blühen würden. Das brachte uns niemand bei – die Erdbeeren zeigten es uns selbst. Weil sie uns ein Geschenk gemacht hatten, entstand zwischen uns eine anhaltende Beziehung.

Die Farmer in unserer Gegend bauten massenweise Erdbeeren an und heuerten häufig Kinder an, um diese für sie zu pflücken. Meine Geschwister und ich radelten die lange Strecke zur Farm der Crandalls, um uns mit Erdbeerpflücken ein Taschengeld zu verdienen. Einen Zehner für jedes Kilo. Doch Mrs. Crandall war eine pingelige Chefin. Sie stand in ihrer Kittelschürze am Feldrand und gab uns Anweisungen, wie wir pflücken sollten und dass wir ja keine Beeren zertreten sollten. Und sie hatte noch andere Regeln. »Diese

Beeren gehören mir«, sagte sie, »nicht euch. Ich will keinen erwischen, wie er meine Beeren isst.« Ich kannte den Unterschied: Auf den Feldern hinter unserem Haus gehörten die Beeren sich selbst. An ihrem Stand am Straßenrand verkaufte diese Dame sie für sechzig Cent das Kilo.

Das war eine echte Lektion in Sachen Ökonomie. Wir mussten einen Großteil unseres Lohns ausgeben, wenn wir in unseren Fahrradkörben Beeren nach Hause fahren wollten. Natürlich waren diese Beeren zehnmal so groß wie unsere wilden, aber nicht annähernd so gut. Ich glaube nicht, dass wir die Plantagenerdbeeren je für Dads Kuchen verwendet haben. Es hätte sich einfach nicht richtig angefühlt.

Es ist merkwürdig, wie sehr sich ein Gegenstand – zum Beispiel eine Erdbeere oder ein Paar Socken – verändert, je nachdem, wie er in unsere Hände kommt, als Geschenk oder als Ware. Das Paar Wollsocken, das ich im Laden kaufe, rot-grau geringelt, ist warm und gemütlich. Vielleicht bin ich dem Schaf dankbar, das die Wolle gemacht hat, und der Arbeiterin an der Strickmaschine. Hoffentlich. Aber eine *inhärente* Verpflichtung gegenüber diesen Socken als Ware, als Privatbesitz, habe ich nicht. Es gibt keine Bindung außer dem höflich ausgetauschten »Dankeschön« mit der Verkäuferin. Ich habe sie bezahlt, und unser Austausch war in dem Moment zu Ende, als ich ihr das Geld gereicht habe. Der Tausch endet mit der Herstellung der Parität, dem Ausgleich. Die Socken werden mein Eigentum. Ich schreibe keinen Dankesbrief an das Kaufhaus.

Was aber, wenn genau diese rot-grau geringelten Socken meine Großmutter gestrickt und mir geschenkt hat? Das ändert alles. Ein Geschenk begründet eine andauernde Beziehung. Ich schreibe einen Dankesbrief. Ich passe gut auf sie auf, und wenn ich eine sehr liebe Enkelin bin, trage ich sie, wenn sie zu Besuch kommt, auch wenn ich sie vielleicht gar nicht mag. An ihrem Geburtstag mache ich ihr sicher auch ein Geschenk. Der Wissenschaftler und Autor Lewis Hyde schreibt dazu: »Der Hauptunterschied zwischen Ge-

schenk und Warenaustausch besteht darin, dass ein Geschenk eine emotionale Bindung zwischen zwei Menschen herstellt.«

Auf Walderdbeeren passt die Definition eines Geschenks, aber auf Erdbeeren aus dem Laden nicht. Den großen Unterschied macht die Beziehung zwischen Produzent und Verbraucher. Als jemand, der in Geschenken denkt, wäre ich schwer beleidigt, wenn ich wilde Erdbeeren im Laden liegen sähe. Ich würde sie sofort alle kidnappen wollen. Sie sollen nicht verkauft werden, nur verschenkt. Hyde erinnert uns daran, dass freiwillig gemachte Geschenke in einer Schenkökonomie nicht ins Kapital eines anderen übergehen können. Ich sehe schon die Schlagzeile vor mir: »Frau wegen Obst-diebstahls verhaftet. Bekennerschreiben der Erdbeerbefreiungsfront.«

Genau aus demselben Grund verkaufen wir kein Süßgras. Weil es uns geschenkt wird, sollte es auch anderen nur geschenkt werden. Mein lieber Freund Wally »Bear« Meshigaud war ein zeremonieller Feuerhüter unseres Volks und verbrauchte für unsere Rituale sehr viel Süßgras. Etliche Leute pflückten es auf eine gute Art und Weise für ihn, damit er immer genug auf Vorrat hatte, aber trotzdem ging es ihm bei großen Zusammenkünften manchmal aus. Bei Powwows und auf Märkten kann man erleben, wie unsere Leute für zehn Dollar den Zopf Süßgras verkaufen. Wenn Wally für eine Zeremonie dringend *wiingashk* brauchte, ging er manchmal zu einem dieser Stände zwischen den Buden mit frittiertem Brot oder Perlenschmuck. Er stellte sich dem Verkäufer vor, erklärte, was er brauchte, so, wie er auch auf einer Wiese das Süßgras um Erlaubnis gebeten hätte. Er *konnte* nicht dafür bezahlen, nicht, weil er kein Geld hatte, sondern weil es durch den Verkauf oder Kauf die Essenz für die Zeremonie verloren hätte. Er erwartete, dass die Verkäufer ihm das, was er brauchte, umsonst gaben, aber das war nicht immer der Fall. Manchmal dachte der Typ am Stand, ein Ältester wolle ihn übers Ohr hauen. »Du kannst nichts umsonst bekommen«, sagte er dann. Doch das war genau der Punkt. Ein Geschenk *ist* nun einmal umsonst, nur, dass bestimmte Pflichten

damit einhergehen. Damit eine Pflanze heilig bleibt, darf sie nicht verkauft werden. Widerstrebende Händler bekamen von Wally eine Lektion erteilt, aber sein Geld bekamen sie nie.

Süßgras gehört Mutter Erde. Süßgraspflücker sammeln ordentlich und respektvoll, für den eigenen Gebrauch und für den Bedarf ihrer Gemeinschaft. Im Gegenzug bringen sie der Erde ein Geschenk und sorgen für das Wohlergehen des *wiingashk*. Die Zöpfe werden verschenkt, als Auszeichnung, als Dank, zur Heilung und zum Verleihen von Kraft. Süßgras bleibt immer in Bewegung. Wenn Wally Süßgras ins Feuer gab, war das ein Geschenk, das von Hand zu Hand gegangen und dabei immer reicher geworden war, weil es bei jedem Tausch geehrt wurde.

Genau das ist das Wesen des Geschenks: Es zirkuliert, und sein Wert steigt beim Weitergeben. Die Felder schenkten uns Beeren, und wir schenkten sie unserem Vater. Je öfter etwas geteilt wird, desto wertvoller wird es. Für Gesellschaften, die von der Idee des Privateigentums durchdrungen sind, mag das schwer zu begreifen sein, denn per Definition sind andere dort von der Teilhabe ausgeschlossen. Unbefugtes Betreten von Grundstücken zu verbieten zum Beispiel ist in einer Eigentumsökonomie zu erwarten und wird auch akzeptiert, ist aber völlig inakzeptabel in einer Wirtschaftsform, wo das Land als Geschenk an alle gilt.

Lewis Hyde illustriert diesen Missklang wunderbar in seiner Untersuchung des »*Indian giver*«. Dieser Ausdruck wird heute negativ gebraucht als abfällige Bezeichnung für jemanden, der etwas zuerst verschenkt, es danach aber zurückhaben will; eigentlich rührt er von einem faszinierenden interkulturellen Missverständnis zwischen der indigenen Kultur und ihrer Schenkökonomie einerseits und der Ökonomie der Kolonialkultur, die auf dem Konzept des Privateigentums basiert, andererseits. Als die Siedler von den Indigenen Geschenke erhielten, verstanden die Empfänger sie als etwas Wertvolles, was sie behalten sollten. Sie weiterzuschenken, wäre in ihren Augen ein Affront gewesen. Doch für die indigenen Völker entstand der Wert des Geschenks durch den Austausch, und sie

empfanden es als Affront, wenn die Geschenke nicht in einem Kreislauf zu ihnen zurückkehrten. Viele unserer alten Regeln lehren, dass wir alles, was wir einmal als Geschenk erhalten haben, weitergeben sollen.

Aus der Sicht einer Eigentumsökonomie gilt ein Geschenk als »umsonst«, weil wir es ohne Gegenleistung erhalten, ohne Bezahlung. In der Schenkökonomie dagegen sind Geschenke nicht umsonst. Das Wesen des Geschenks ist es, dass dadurch Beziehungen entstehen. Die Währung einer Schenkökonomie ist letztlich der Austausch. Im westlichen Denken wird Privatgrund als ein »Bündel an Rechten« verstanden, während in der Schenkökonomie Eigentum an ein »Bündel an Verantwortungen« gebunden ist.

Ich durfte einmal für einen ökologischen Forschungsauftrag einige Zeit in einem Dorf in den Anden verbringen. Am liebsten mochte ich den Markttag in dem Dorf; der Platz füllte sich dann mit Händlern. Es gab Tische voller *platanos*, Kochbananen, Karren mit frischen Papayas, knallbunte Stände mit ganzen Pyramiden von Tomaten, und eimerweise Maniok-Knollen. Andere Verkäufer breiteten einfach Decken auf dem Boden aus und boten dort alles Erdenkliche an, was man vielleicht irgendwann brauchen konnte, von Flipflops bis zu Palmstroh Hüten. Eine Frau hockte in gestreiftem Poncho und dunkelblauem Hut hinter ihrer roten Decke und legte Wurzeln von Heilpflanzen aus, die genauso hübsch verrunzelt waren wie sie selbst. Die Farben, der Duft der Maiskolben auf Holzkohlegrills und der scharfen Limetten, der Klang der vielen Stimmen vermischen sich in meiner Erinnerung zu einem wundervollen Ganzen. Ich hatte einen Lieblingsstand, dessen Verkäuferin, Edita, jedes Mal schon nach mir Ausschau hielt. Sie erklärte immer freundlich, wie man mir unbekannte Pflanzen zubereitete, und zog unter dem Tisch die süßeste Ananas hervor, die sie für mich dort versteckt hatte. Einmal hatte sie sogar Erdbeeren. Ich weiß, dass ich *Gringa*-Preise zahlte, aber das Erlebnis von Überfluss und Zugewandtheit waren jeden Peso wert.

Vor Kurzem träumte ich von diesem Markt in all seiner Lebendigkeit. Ich spazierte durch die Gassen, wie immer mit einem Korb am Arm, und ging direkt zu Edita, um einen Bund frischen Koriander zu erstehen. Wir plauderten und lachten, und als ich ihr meine Münzen hinhielt, winkte sie ab, tätschelte mir den Arm und schickte mich weiter. Ein Geschenk, sagte sie. *Muchas gracias, señora*, erwiderte ich. Da war meine liebste *panadera*, saubere Tücher über die runden Laibe gebreitet. Ich wählte ein paar Brötchen aus, öffnete meinen Geldbeutel, und auch diese Verkäuferin winkte mein Geld weg, als wäre es unhöflich, eine Bezahlung anzubieten. Überrascht sah ich mich um; das hier war mein vertrauter Markt, und doch war alles anders. Nicht nur mir ging es so – niemand bezahlte seine Einkäufe. Mit euphorischen Gefühlen ließ ich mich über den Markt treiben. Die einzige Währung, die akzeptiert wurde, war Dankbarkeit. Alles war geschenkt. Es war wie beim Erdbeerpflücken auf meinem Feld: Die Händler waren nur Mittelsleute, die die Geschenke der Erde weiterreichten.

Ich blickte in meinen Korb: zwei Zucchini, eine Zwiebel, Tomaten, Brot, und ein Bund Koriander. Er war noch halb leer, aber er fühlte sich voll an. Ich hatte alles, was ich brauchte. Ich schielte hinüber zum Käsestand, wollte schon welchen holen, aber da ich wusste, dass ich ihn geschenkt und nicht verkauft bekäme, beschloss ich, ohne auszukommen. Es ist seltsam: Wäre auf diesem Markt alles einfach nur sehr billig gewesen, hätte ich das wahrscheinlich ausgeschöpft bis zum Gehnichtmehr. Doch als alles zum Geschenk wurde, spürte ich eine Art innere Selbstbeschränkung. Ich wollte nicht zu viel nehmen. Und ich begann, darüber nachzudenken, was für kleine Geschenke ich den Händlern am nächsten Tag mitbringen könnte.

Natürlich war der Traum bald verblasst, aber das Gefühl der Euphorie und der Selbstbeschränkung blieb. Als ich darüber nachdachte, wurde mir klar, dass ich da die Umwandlung einer Marktwirtschaft in eine Schenkökonomie erlebt hatte, von privatem Besitz in gemeinschaftliches Vermögen. Und bei dieser Transforma-

mation wurden die Beziehungen genauso gehaltvoll wie die Nahrung, die ich bekam. Überall an den Ständen und Decken des Markts wurden Wärme und Mitgefühl weitergereicht. Und da jeder Einkaufskorb eine Mahlzeit enthielt, herrschte auch Gerechtigkeit.

Als Botanikerin möchte ich mich klar und sachlich ausdrücken, aber gleichzeitig bin ich auch Dichterin, und die Welt spricht zu mir in Metaphern. Wenn ich vom Geschenk der Erdbeeren spreche, meine ich nicht, dass die *Fragaria virginiana* die ganze Nacht durchgearbeitet hat, um mir ein Geschenk zu machen, und sich genau überlegt hat, was ich an einem Sommermorgen gerne hätte. Soweit wir wissen, ist das nicht der Fall, obwohl mir als Naturwissenschaftlerin auch bewusst ist, wie wenig wir eigentlich wissen. Die Pflanze hat tatsächlich die ganze Nacht durchgearbeitet und kleine Zuckerpäckchen, Samen, Duft und Farbe synthetisiert, denn dadurch steigert sie ihre evolutionäre Fitness. Wenn sie erfolgreich ein Tier wie mich dazu verleitet, ihre Frucht zu verbreiten, werden ihre Gene zur Herstellung von Leckereien häufiger an die Folgegenerationen weitergegeben als die der Pflanze mit den weniger appetitlichen Früchten. Die Beeren, die die Pflanze gebildet hat, beeinflussen das Verhalten der Ausbreiter und wirken sich auf weitere Adaptionen aus.

Damit meine ich, dass die Beziehung von uns Menschen zu den Erdbeeren eine andere ist, je nachdem, welche Perspektive wir einnehmen. Erst die menschliche Wahrnehmung macht die Welt zu einem Geschenk. Wenn wir die Welt so sehen, werden Erdbeeren und Menschen verwandelt. Die so entstandene Beziehung von Dankbarkeit und Austausch kann die evolutionäre Fitness von Pflanze und Tier zugleich erhöhen. Ein Lebewesen und eine Kultur, die die Natur mit Respekt behandelt und ihre Gaben durch Austausch würdigt, gibt mit Sicherheit häufiger Gene an folgende Generationen weiter als die Menschen, die sie zerstören. Die Geschichten, an denen wir unser Verhalten orientieren, haben auch für die Zukunft Konsequenzen.

Lewis Hyde hat die Schenkökonomie extensiv erforscht. Er stellt fest, dass »Objekte ... zahlreich bleiben, weil sie als Geschenke behandelt werden«. Eine Schenkbeziehung zur Natur ist ein »formales Geben und Nehmen, das unsere Mitwirkung an natürlichem Wachstum und unsere Abhängigkeit davon anerkennt. Wir behandeln die Natur dann eher als Teil unserer selbst, nicht als ein Drittes oder Fremdes, was zur Ausbeutung zur Verfügung steht. Der Austausch von Geschenken ist der Handel der Wahl, denn dieser Handel harmonisiert mit dem Prozess des [Natur-]Wachstums und trägt dazu bei.«

In alten Zeiten, als das Leben der Menschen noch ganz direkt mit dem Land verschränkt war, war es leicht, die Welt als Geschenk zu erkennen. Wenn der Herbst kam, verdunkelte sich der Himmel mit Schwärmen von Gänsen, die schrien: »Hier sind wir.« Das erinnerte die Menschen an die Schöpfungsgeschichte, in der die Gänse zur Stelle waren, um die Himmelsfrau zu retten. Die Menschen waren hungrig, der Winter stand vor der Tür, und die Gänse füllten die Feuchtwiesen mit Nahrung. Das war ein Geschenk, und die Menschen empfingen es mit Dank, Liebe und Respekt.

Doch wenn die Nahrung nicht aus einem Schwarm im Himmel kommt, wenn man nicht spürt, wie die warmen Federn in der Hand erkalten, und nicht weiß, dass ein Leben für das eigene gegeben wurde, wenn es im Gegenzug keine Dankbarkeit gibt – dann mag diese Nahrung nicht befriedigen. Der Magen mag gefüllt sein, doch ob der Geist satt ist? Etwas ist zerbrochen, wenn die Nahrung in einer Styroporschale unter glitschiger Plastikfolie daherkommt, der Kadaver eines Wesens, dessen einziges Glück im Leben ein beengter Käfig war. Das ist kein Geschenk des Lebens; das ist Diebstahl.

Wie können wir in unserer modernen Welt dahin zurückfinden, dass wir die Erde wieder als Geschenk verstehen, dass wir unsere Beziehung zur Welt wieder heiligen? Ich weiß, wir können nicht alle Jäger und Sammler werden – die Natur könnte unser Gewicht nicht stemmen; aber können wir uns auch in einer Marktwirtschaft so verhalten, »als ob« die Natur ein Geschenk wäre?

Wir könnten damit anfangen, Wally zuzuhören. Es werden immer Leute versuchen, die Geschenke zu verkaufen, aber wie sagte Wally, wenn Süßgras verkauft werden sollte: »Kauft es nicht.« Die Weigerung, mitzumachen, ist eine moralische Entscheidung. Wasser ist ein Geschenk für alle, es soll nicht gekauft und verkauft werden. Kauf es nicht. Wenn Nahrung aus der Erde herausgepresst wurde, wenn dafür der Boden ausgelaugt und unsere Verwandten im Namen höherer Erträge vergiftet wurden, kauf sie nicht.

Materiell gesehen gehören Erdbeeren nur sich selbst. Die Tauschbeziehungen, für die wir uns entscheiden, legen fest, ob wir sie als gemeinschaftliches Geschenk teilen oder sie als private Ware verkaufen. Von dieser Entscheidung hängt viel ab. Die längste Zeit in der menschlichen Geschichte und stellenweise auch noch heute waren gemeinschaftliche Ressourcen die Regel. Doch dann wurde eine andere Geschichte erfunden, ein soziales Konstrukt, in dem alles Ware ist, die gekauft und verkauft werden kann. Die Geschichte der Marktwirtschaft hat sich ausgebreitet wie ein Buschfeuer, mit ungleichen Folgen für das Wohlergehen der Menschen und mit Zerstörung für die Natur. Doch es ist nur eine Geschichte, die wir uns erzählt haben, und wir sind frei, eine andere Geschichte auszusuchen, die alte zurückzufordern.

Eine dieser Geschichten unterstützt die ökologischen Systeme, von denen wir abhängen. Eine dieser Geschichten macht den Weg frei für ein Leben in Dankbarkeit und Bewunderung für den Reichtum und die Freigebigkeit der Welt. Eine dieser Geschichten fordert uns auf, selbst solche Geschenke zu machen, unsere Verwandtschaft mit der Welt zu feiern. Wir haben die Wahl. Wenn die ganze Welt eine Ware ist – welch eine Armut. Wenn die ganze Welt ein zirkulierendes Geschenk ist – welch ein Reichtum.

Wenn ich auf den Feldern meiner Kindheit darauf wartete, dass die Erdbeeren reif wurden, aß ich immer schon die sauren weißen, manchmal vor Hunger, aber meist aus Ungeduld. Ich wusste um die Folgen meiner Gier, aber ich pflückte sie trotzdem. Glücklicherweise wächst und entwickelt sich unsere Fähigkeit zur Selbstbeschränkung

wie die Beeren unter den Blättern, und so lernte ich, zu warten. Ein bisschen. Ich erinnere mich, wie ich draußen auf dem Rücken lag und den Wolken nachsah, und mich alle paar Minuten umdrehte und nach den Beeren schielte. Als ich klein war, dachte ich, es könnte so schnell gehen. Jetzt bin ich alt und weiß, dass Wandel ein langsamer Prozess ist. Die Warenwirtschaft gibt es hier auf der Schildkröteninsel jetzt seit 400 Jahren, so lange schon frisst sie die weißen Erdbeeren und alles andere auf. Aber die Menschen mögen den bitteren Geschmack in ihrem Mund nicht mehr. In uns regt sich eine große Sehnsucht, wieder in einer Welt aus Geschenken zu leben. Ich kann sie schon riechen, wie den Duft der reifenden Erdbeeren in der Brise.